

## IST DAS KONZEPT DES JÜDISCHEN MUSEUMS IN BERLIN GESCHEITERT?

## Es fehlt das Wesentliche

Das Thema Religion bleibt ausgespart

## PRO

VON ALAN POSENER

Gegen den Erfolg stinkt man nicht an. Und das „Jüdische Museum Berlin“ ist ein Erfolg. Es hat zwar mit dem Judentum ungefähr so viel zu tun wie Klesmer, aber den hören wir doch auch gern. Das Jüdische Museum ist, wie das Holocaust-Denkmal, ein Ort, wo man gern hingeht. Juden aus aller Welt fühlen sich geschmeichelt, weil die Deutschen die Leistungen der Juden feiern, und die Deutschen fühlen sich gut, weil sich die Juden geschmeichelt fühlen. Und das ist doch der Zweck der Übung.

Oder nicht? „Zweitausend Jahre deutsch-jüdische Geschichte“ lautet der Titel der Dauerausstellung. Aber wie ging das? Wie konnten die Juden in Deutschland so lange ihre Identität bewahren? Worin bestand und besteht sie überhaupt? Diese Frage stellt sich dem Besucher, aber das Museum stellt sich diese Frage nicht.

Vielleicht, weil die Antworten verstören könnten. Zum Beispiel diese: Daß die Juden überlebten, weil sie eine Parallelsellschaft bildeten, 1.700 Jahre lang nur das Nötigste mit ihren unbeschnittenen Nachbarn regelten und sich weder sprachlich noch kulturell integrieren ließen. Was also sollte ein Türke aus der Geschichte der Juden in Deutschland lernen?

Eine weitere verstörende Antwort erhielt man, wenn man fragen würde: Was ist eigentlich „ein Jude“? Aber sie wird nicht gestellt. Und das in einem Land, das vor ein paar Jahrzehnten mit Hilfe von Kirchenbüchern und Schädelmessungen, feinsinnigen Literaturanalysen und dem weit größeren Mittel des Hosenrunterziehens das jüdische genau bestimmt und Juden in Voll-, Halb-, Viertel- und Achteljuden eingeteilt hatte. Sprechen wir das „R“-Wort aus: Sind sie eine Rasse? Auf die Frage antwortet das Museum mit einer Leerstelle, oder wie dessen Architekt Daniel Libeskind sagen würde, mit einem „Void“.

Wie denn die „Voids“ und das ganze Museum umgedeutet worden sind. Ursprünglich sollte der Bau die Sammlungen des Stadtmuseums aufnehmen. Libeskind verstand die Stadtgeschichte, zu Recht oder Unrecht, als eine der Interaktion zwischen Juden und Christen. Er zog auf einem Stadtplan Linien zwischen die Adressen jüdischer und christlicher Berliner und entwarf aus dem entstandenen Muster „between the lines“ den Bau. So die Legende. Die „Voids“, die häßlichen Betonschächte, die das Gebäude durchziehen, sollten



ALAN POSENER  
ist Kommentarchef  
der Welt am Sonntag.



Judentum zum Anfassen, das gibt es im jüdischen Museum Berlin

Foto: JMB

jene Leerstellen symbolisieren, die das vertriebene und ausgelöschte Judentum hinterließ. Die Anwesenheit von Abwesenheit, in der verquastenen Phraseologie der damals modischen Postmoderne. Nun symbolisieren sie die Lücken in der Erzählung, die das jüdische Museum präsentiert.

Die entscheidende Leerstelle war, ist und bleibt das, was für die Juden immer das Entscheidende war: die Religion. „Zuerst kommt der Judaismus“, schreibt der Philosoph Leon Roth. „Er ist kein Produkt, sondern Programm, und die Juden sind das Instrument seiner Erfüllung.“ Eben, „Auserwähltes Volk“ meint nicht Herrenrasse, sondern unterworfen Rasse. Die Juden, verlangte Jahwe, mußten den Völkern ein Licht sein. Diesen Auftrag haben sie ernst genommen. Begreift man nicht, wie zentral

dieses Konzept ist, begreift man vom Judentum nichts, schnürt es zusammen zu einem Haufen merkwürdiger Bräuche. Die sind gut dokumentiert. Nur nicht, was die Tora ist; wie es sich verhält mit dem berühmten-berühmten „Aug‘ um Auge“; was Jesus und Paulus aus dem Judentum machten und wie der arabische Prophet Mohammed das Judentum so umdeutete, daß es als Leitkultur eines neuen Imperialismus diente. Das könnte ja stören. Da aber das Museum nicht stören wollte, störte stattdessen die Geschichte.

Die Eröffnung war geplant für den 11. September 2001. Bis heute aber hat man im Libeskindbau nicht begriffen, daß die Flugzeuge, die ins World Trade Center rasten, auch das Wohlgefühlkonzept zerstörten, das die Leitkultur dieses Museums ist.

## CONTRA

VON JOCHEN FEILCKE

Wie schön, daß heute darüber gestritten werden kann, ob das Jüdische Museum Berlin alles richtig oder alles falsch macht oder vielleicht einfach ein sehr bedeutender, attraktiver und immer weiter zu verbessernder Ort ist. Wie schön, daß heute erstmals an das Thema „Judentum“ herangeführt werden? Wer weiß, ob nicht gerade die Art und Weise der Präsentationen das Museum zu einer Erfolgsgeschichte gemacht haben?

Zunächst erschien mir die Planung eines jüdischen Museums in Berlin eher Ausfluß der „political correctness“ zu sein; sie wirkte fast wie eine lästige Pflichtübung. Es gab das Projekt „Berlin-Museum/Jüdisches Museum“, was an sich schon ein Erfolg war. Die Berliner Museumsverantwortlichen waren peinlich darauf bedacht, alles unter Kontrolle zu behalten, die Ausweitung des Berlin-Museums mit einer größeren Abteilung Jüdisches Museum als eine Aufwertung ihres Status zu verstehen. Jede Eigendynamik wurde im Keim erstickt – ja, der Gründungsdirektor Amnon Barzel wurde 1997 fristlos entlassen, weil er unbequem war und vernehmlich eine weitgehende Autonomie des Museums forderte. Ich erinnere mich nicht an sehr viele Unterstützer seiner damaligen Konzepte. Diejenigen, die hinterher alles schon vorher besser gewußt haben wollen, sollten diese Hintergründe kennen. Zu den wenigen, aber heftigen Unterstützern gehörte Andreas Nachama, der am Tag der Entlassung Barzels zum Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde zu Berlin gewählt wurde.

Erstaunlicher- und erfreulicherweise ist es W. Michael Blumenthal in relativ kurzer Zeit gelungen, das Jüdische Museum seiner Bedeutung entsprechend aus der kleinkarierten Berliner Diskussion herauszuführen. Heute ist es eine Stiftung des Bundes mit einer Ausstrahlung von Kreuzberg aus in die ganze Welt. Neben anderen Einrichtungen wie dem Centrum Judaicum, das 1995 in Anwesenheit des amerikanischen Präsidenten eröffnet wurde, der Etablierung des American Jewish Committee und dem Engagement der Lauder Foundation gehört das Jüdische Museum Berlin heute zu den Einrichtungen, die die wachsende Vielfalt jüdischen Lebens selbstverständlich widerspiegeln.

Schön, daß heute darüber gestritten werden kann, wie alles noch besser sein

könnte. Während Stephan Kramer, Generalsekretär des Zentralrates der Juden in Deutschland, beispielsweise kritisiert, die „Konzepte seien zu wissenschaftlich und von intellektueller Schönrederei bestimmt“, bemängelt wiederum Alan Posener, daß vom Zeugnis „metaphysischer Vorstellungen“, von der Erfindung des ethischen Monotheismus über das Christentum bis hin zur modernen Heilslehre der Psychoanalyse im jüdischen Museum fast nichts zu spüren sei. Er kritisiert also die nicht ausreichende wissenschaftlichkeit. Einerseits postuliert Generalsekretär Stephan Kramer „Jüdisches Leben in Deutschland ist ohne den Holocaust und seine furchtbaren Folgen nicht darstellbar.“ Andererseits begrüßt Posener: „Es ist gut, daß die jüdische Geschichte in Deutschland einmal nicht verkürzt wird auf den Holocaust.“ So kann man und so sollte man die Dinge durchaus von verschiedenen Seiten, aus verschiedenen Blickwinkeln und im Ergebnis unterschiedlich sehen. Das spricht für das Jüdische Museum Berlin, und das ist gut für das Jüdische Museum Berlin. Es ist der Kontrapunkt für das von den Nazis geplante Museum eines ausgerotteten Volkes. Es stellt jüdisches Leben „ohne Klotz im Hals dar, ohne Verschweigen“, sagte Cilly Kugelmann einmal.

Welche Erwartungen, welche Anforderungen soll das Jüdische Museum Berlin außerdem erfüllen? Posener sagt: „Man erfährt rein gar nichts über Religion als Religion.“ Mag sein, daß es mehr sein muß – aber das Jüdische Museum ist keine Synagoge und kein Centrum Judaicum. Auch nach meiner Meinung sollte sich das Jüdische Museum immer als Teil des öffentlich wahrgenommenen Judentums begreifen. Dazu gehört zum Beispiel, daß es sich nicht gehört, eine Ausstellung am Schabbat zu eröffnen. Solche Punkte der Kritik wird das Jüdische Museum sicher ernst nehmen. Ich bin sicher, daß der Vizepräsident des Zentralrates der Juden in Deutschland, Salomon Korn, als Mitglied des Kuratoriums darauf achtet.

Die Kritik darf und soll öffentlich ausgetragen werden. Die großartige Einrichtung vertritt sie nicht nur, sie benötigt sie. Ich bin zuversichtlich daß Berlins Jüdisches Museum in den kommenden fünf Jahren nicht nur architektonisch, sondern auch politisch und kulturell aneckt – in den besten Traditionen des Judentums.



JOCHEN FEILCKE  
war von 1983 bis 1998  
CDU-Abgeordneter im  
Deutschen Bundestag.  
Er ist Vizepräsident  
der Deutsch-Israeli-  
schen Gesellschaft,  
deren Vorsitzender in  
Berlin und arbeitet als  
Unternehmensberater.

## Leserbriefe

## Spätes Erwachen

Ralf Balke: „Godzilla und die Europäer“,  
Jüdische Allgemeine vom 31. August

Bei aller Polemik müssen wir immer wieder feststellen, daß Herr Broder mit seinen Äußerungen voll ins Schwarze trifft. Wir können ihm nur zustimmen, daß im Staate Deutschland und in ganz Europa etwas faul ist. Europa scheint wirklich mit Blindheit geschlagen zu sein, was die Bedrohung durch den radikalen Islam angeht. Immer wenn es besonders schwere Terroranschläge gab oder die reale Bedrohung näher rückt, rufen die Regierungen zur Besonnenheit und Zurückhaltung auf. Nur keine „unangemessene Reaktion.“

Kürzlich haben wir selbst erfahren, was man erleben kann, wenn man es wagt in Deutschland öffentlich für Israel einzutreten. Am 10. August fuhr ich mit ein paar anderen Israelfreunden mit dem Zug nach Hannover zu einer Israel-Solidaritätskundgebung. Wir hatten unsere Israelfreunden dabei. Das reichte schon aus, um

eine Gruppe junger Moslems derart aufzubringen, daß sie uns die ganze Zugfahrt über aufs Übelste beschimpften. Ferner skandierten sie Haßparolen wie: „Israel Kindermörder!“ und „Israel Frauenmörder!“ Sie meinten, der Iran solle eine Atombombe auf Israel schmeißen, und zum Schluß schrie einer: „Ihr seid auch noch dran!“ (...) Es wird wahrscheinlich erst ein böses Erwachen der westlichen Welt geben, wenn es bereits zu spät ist.  
Christina Naujoks, per email

## Beschädigtes Ansehen

Harald Welzer: „In der Gewißheit“,  
Jüdische Allgemeine vom 31. August

Nach über sechzig Jahren zwiebeliger Außenhaut ohne ätzenden Gestank und beißende und unerträgliche Besserwissererei hätte Günter Grass besser die äußere Schale unberührt gelassen. Harald Welzer zitiert Grass in seinem Kommentar mit den Worten, die Nachkriegszeit „war durch eine Spießigkeit geprägt, die es nicht einmal bei den Nazis gegeben hätte.“ Seine eigene Spießgesellschaft fiel ihm da aber nicht ein. Sein Ansehen ist mir völlig egal; nicht jedoch das Deutschlands. Und

das ist meines Erachtens nach massiv betroffen. Seine unverhohlenen Werbereden zugunsten des ungehäuteten Journalistenbuchs lassen Unrecht nicht recht werden. Die veröffentlichte Zahl von circa 150.000 Exemplaren ist für mich ebenso beunruhigend.

Alexander Krawehl, Berlin

## Subjektiver Schmerz

Tobias Kaufmann: „Einspruch“  
Jüdische Allgemeine vom 7. September  
Wenn ich etwas, was subjektiv schlimm war (Vertreibung), auch schlimm nenne, dann ist das für mich kein Trick! Kausalitäten kann man natürlich immer finden. Beispiel: Versailler Vertrag und Weimarer Republik als Ursache für den 30. Januar 1933. Ich selbst hatte in meiner Schulzeit in Breslau einen Schulfreund jüdischen Glaubens, der Ende 1938 mit seinen Eltern emigrieren mußte. Das war für mich als Zwölfjähriger ein Unrecht und ein persönlicher Schmerz. Gerade deshalb halte ich als Schlesier die Vertreibung meiner Landsleute auch für Unrecht. Jeder Schmerz ist eben subjektiv.  
Hanns Pavel, Osnabrück

## Angemessene Reaktion

Yoram Kaniuk: „Zurück ins Jahr 1948“  
Jüdische Allgemeine vom 10. August

Staatsmänner von Chirac bis Putin, Kommentatoren und Analysten bezeichnen Israels Vorgehen im Libanon als „unangemessen und überzogen“. Es ist einfach, dem zuzustimmen.

Aber noch hat niemand formuliert, was denn eine „angemessene Reaktion“ Israels auf den jahrelangen Beschuß der israelischen Zivilbevölkerung durch Raketen und die Entführung von Menschen wäre. Betroffen sind auch Tausende betagter gebürtiger Europäer, die mit steigendem Alter immer schwerer unter den durch Vertreibung, Verlust und Vernichtung zugefügten Verletzungen leiden.

Eine der historischen europäischen Schuld angemessene Reaktion auf die furchtbaren aktuellen Geschehnisse wäre die rasche Aufnahme Israels, der Palästinensergebiete und des Libanon in die EU. Dies wäre abseits der innereuropäischen Mikroprobleme eine epochale, eine globale Aufgabe für die EU.

Ein Gesellschaftsereignis für die „Reichen und Schönen“ – Stichwort „Sound of Euro-

pe“ – wird dieser Schritt allerdings ganz sicher nicht werden.

Prof. Ernst Smole, Mürzzuschlag, Österreich

## Spät erfahren

Interview mit Hans Otto Bräutigam  
Jüdische Allgemeine vom 29. Juni

Herr Bräutigam sagt, daß er von den hohen Todesraten gerade unter den „Ostarbeitern“ erst in den vergangenen Jahren erfahren habe (und ihm dies viel stärker unter die Haut gegangen sei als er vermutet habe). Dies ist im Hinblick auf Herrn Bräutigams frühere Ämter und die seit langem jedermann zugänglichen umfangreichen Dokumentationen des „ganzen Grauens dieser Zeit“ eine verblüffende Äußerung. Wundert es sich da, wenn man sofort an die Forderung hochrangiger Pensionäre des „undiplomatischen Dienstes“ (so eine überregionale Zeitung) nach einer öffentlichen Ehrung ehemaliger NS-Anhänger erinnert wird? Eine diesbezügliche Veröffentlichung des vergangenen Jahres trägt neben den Namen Herrn Bräutigams auch den des Vorsitzenden des Kuratoriums der Stiftung, Dieter Kastrup.

Karl Brandt, Troisdorf